

Illustriertes Unterhaltungsblatt

Wöchentliche Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag der Buchdruckerei der Thorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Thorn

1907. ✱ № 25.

Um ein Wort.

Roman in zwei Büchern von **Woldemar Urban.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Unwillkürlich riß Benvenuto die Mütze vom Kopfe und stotterte verwirrt: „Ich bitte um Verzeihung, Signorina —"

„Weshalb denn?" fragte sie lächelnd.

„Je nun, wir sind hier eigentlich beide auf fremdem Boden."

„So?" erwiderte sie drollig.

„Ja. Park und Treppe gehören zur Villa Miramar, während ich mit meinem Vater im roten Villino wohne und beides unerlaubterweise benütze. Es ist aber niemand da, den man um Erlaubnis fragen könnte."

Sie antwortete nichts, sah ihn aber lächelnd und mit eigentümlichem Behagen vom Kopf bis zu den Füßen an.

„Wo wohnen Sie denn, Signorina, wenn ich fragen darf?" fuhr Benvenuto fort, indem er näher an sie heranschritt.

In diesem Augenblick klang eine Frauenstimme vom Park her, laut rufend: „Santina!" und als sich Benvenuto umsah, bemerkte er eine Dame, vollständig in Schwarz gekleidet, die sich eben von einer Gartenbank erhob, wo sie in einem Journal gelesen hatte.

„Mama?" fragte die jüngere Dame zurück.

„Komm zu mir, mein Kind. Ich möchte dir etwas zeigen."

Die junge Dame sah mit einem bedauernden Lächeln auf den vor ihr stehenden jungen Mann und sagte höflich: „Sie verzeihen, Herr — Herr —"

„d'Akkiri, Signorina, ich heiße Benvenuto d'Akkiri und bin mit meinem Vater im roten Villino in der Sommerfrische. Es wird mir eine große Ehre und ein außerordentliches Vergnügen sein, wenn ich —"

„Also auf Wiedersehen, Herr d'Akkiri," unterbrach sie ihn und ging mit einer leichten Verbeugung davon.

Natürlich sah ihr Benvenuto nach, ziemlich verdutzt, aber doch sehr gespannt und erregt. Er hätte am liebsten mit der Dame in Schwarz anbinden mögen, weil sie ihn im glücklichsten Moment seines Lebens gestört und das Wunder, dessen Betrachtung ihn momentan um die Besinnung gebracht, von ihm rief.

„Nein," hörte er die Dame in Schwarz noch im Weitergehen sagen, „es schickt sich nicht, mein Kind, und besonders hier solltest du nicht mit Leuten verkehren, die du nicht kennst."

Was? brauste Benvenuto innerlich auf, gehörte er zu den Leuten, die man nicht kennt? War er nicht wohlbestallter Student der Rechtsgelehrtheit an der Universität zu Neapel? Hatte er sich ihr nicht vorgestellt, wie es sich gehörte? War es nicht schicklich, daß sie auch ihm ihren Namen sagte?

Die „Leute, die man nicht kennt", wurmten ihn, aber gleichwohl ließ sich momentan nichts dagegen machen. Langsam ging er die kleine Orangen- und Limonenallee, die quer durch den Park der Villa Miramar und an dieser vorüber nach dem Villino führte, entlang, als ihm auffiel, daß auf der großen Terrasse der Villa Miramar die Türen und Fensterläden aufstanden, und auf der Terrasse selbst zwei Dienstmädchen Decken oder Teppiche ausklopften.

Die Villa Miramar war also aus ihrem Zauberschlaf erwacht und bewohnt. Natürlich von „ihr" und ihrer Mutter. Denn daß die Dame in Schwarz ihre Mutter sein mußte, war klar. Wer aber war denn die junge Schöne selbst? „Santina" hatte ihre Mutter sie gerufen. Nun, dieser Vorname ist in Unteritalien nicht gerade selten. Santina heißen viele junge Mädchen. Indessen konnte es doch nicht schwer sein, zu erfahren, wer die Villa Miramar gemietet hatte.

Ein Gärtnerbursche, den der alte Gioachimo zu seiner Unterstützung seit einiger Zeit bei sich hatte, lief ihm in den Weg. Der Junge war freilich erst vierzehn oder fünfzehn Jahre und so dumm, wie es die Polizei nur irgend gestatten kann. Aber es war momentan niemand anders da, und warten wollte der junge Mann in seiner Ungeduld nicht.

„He, Achille!" rief er den jungen Burschen an. „Die Villa Miramar ist bewohnt?"

Achille nickte. „Seit heute früh."

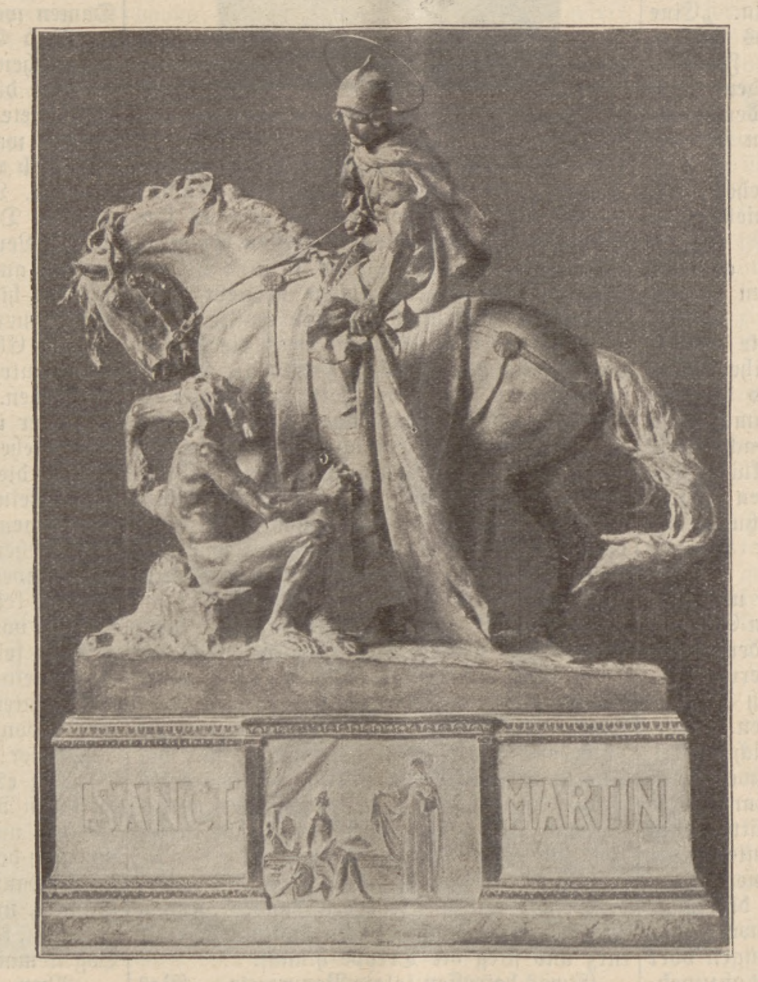
„Wie heißt die Herrschaft?"

„Weiß nicht."

„Woher kommt sie?"

„Von Castellamare."

Von Castellamare kamen in Sorrent alle Fremden, die nicht mit dem Schiff ankommen, und was anderes wußte Achille nicht. Verzweifelt sah Benvenuto einen Augenblick zu, wie der Bursche einige Rosensträuche und Salbeibeete begoß. „Wo ist Gioachimo?"



Bronzegruppe „Sankt Martin, dem Bettler seinen Mantel reichend". (S. 198)

fragte er dann in der Hoffnung, von dem alten Gärtner mehr erfahren zu können.

„In Neapel," erwiderte Achille. „Heute früh mit dem Schiff fort. Besorgung für die Herrschaft."

„Wann kommt er wieder?"

„Weiß nicht."

Der Bursche mit seinem ewigen „Weiß nicht" fing an den jungen hitzigen Studenten nervös zu machen. Aber es half nichts, Benvenuto mußte warten, so schwer ihm das auch fiel, bis er sich bei dem Gärtner bessere Auskunft holen konnte.

Als er sich dem roten Villino näherte, schickte ihm der Himmel seine Schwester Beatrice in den Weg, die von der Post kam und Briefe und Zeitungen für ihren Vater geholt hatte. In Sorrent holt man meist seine Sachen selbst von der Post, um nicht warten zu müssen, bis es dem Briefträger zufällig einmal einfällt, sie zu bringen.

„Beatrice," rief der Student seine Schwester an, „denke dir, Villa Miramar ist bewohnt."

„Madonna santissima!" rief die junge Dame erschrocken, „bist du nicht wohl, daß du mich so anfährst? Was geht denn mich das an, ob die Villa Miramar bewohnt ist oder nicht."

„Zwei Damen, eine ältere und eine jüngere," fuhr er lebhaft fort, ohne den Einwurf seiner Schwester zu beachten, „du mußt ihnen einen Besuch machen."

„Ich? Wie komme ich denn dazu?"

„Das schickt sich so. Es sind Fremde, und es gehört für uns zum guten Ton, daß wir uns ihnen vorstellen und zu ihrer Verfügung halten. Da es Damen sind, geht das dich an, wenn es Herren wären, hätte ich es selbst besorgt."

„Es fällt mir gar nicht ein," antwortete seine Schwester ablehnend. „Wenn die Fremden etwas wollen, mögen sie zu mir kommen."

Ärgerlich warf er seine Ruder hin. „Eine Neapolitanerin weiß doch nie, was sich gehört! Du blamierst die ganze Familie. Außerdem haben wir den Schaden. Wir können nicht mehr den Park der Villa Miramar benützen, wenn diese von für uns fremden Leuten bewohnt wird."

„Ah bah, was tut's? Wir gehen eben auf der Straße durch Sant' Aniello nach dem Meer."

„Danke schön! Man versinkt auf der Straße ja bis an den Halskragen in den Staub."

Durch den Streit war der alte d'Akkiri aufmerksam geworden und trat näher. Nun wurde die Angelegenheit nochmals durchgesprochen, Benvenuto ereiferte sich immer mehr, so daß schließlich sein Vater die Sache dahin regelte, daß er sich selbst bereit erklärte, den Damen am nächsten Morgen einen Besuch zu machen, wobei er die Benützung des Parkes der Villa Miramar zur Sprache bringen wollte.

Dabei beruhigte sich Benvenuto und ging auf den Balkon seines sogenannten Studierzimmers, um von dort aus mit dem Feldstecher hinüber nach der großen Terrasse der Villa Miramar zu schauen, wo sich Santina mit ihrer Mutter eben zum Essen niedersetzte. Es war freilich schon ziemlich dunkel, aber es standen auf dem Tische zwei große Lampen, in deren Schein er Santina so genau wie in einem Theater hätte sehen können, wenn sie nicht gerade hinter einer großen Fächerpalme Platz genommen hätte. So mußte er immer warten, bis die junge Dame eine Bewegung machte, entweder um nach etwas auf dem Tische zu langen oder dem aufwartenden Mädchen etwas abzunehmen oder hinzureichen. Aber er wartete geduldig wie nie, so daß er es ganz überhörte, wie er selbst zum Essen gerufen wurde. Dieses Antlitz, diese Figur und vor allem dieses muntere, glockenreine Lachen, das der Wind manchmal zu ihm herübertrug, bezauberten ihn und versetzten ihn in eine Aufregung, wie er sie noch nie in seinem Leben empfunden.

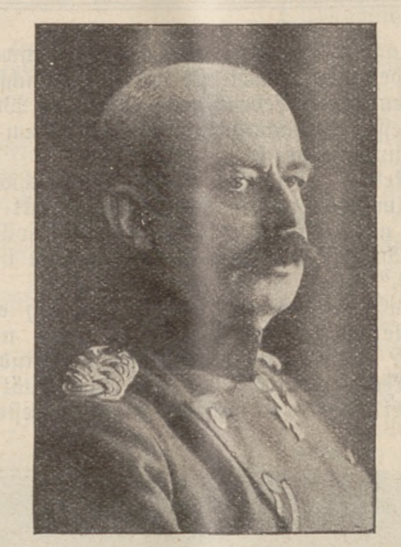
Plötzlich stand sein Vater hinter ihm, ohne daß er ihn hätte kommen hören.

„Du bist doch wohl ganz und gar des Teufels," sagte Don Asso ungehalten. „Was sollen denn die Damen von uns denken, wenn sie dich hier bemerken?"

„Wir könnten auch einmal im Freien essen," versetzte er ausweichend. „Die Luft ist so mild und schön."

„Scher dich hinunter zum Essen!" befahl sein Vater statt aller Antwort. „Alle warten nur auf dich." —

Am nächsten Morgen weckte Benvenuto seinen Vater um sechs Uhr, damit er den Nachbarbesuch nicht versäumen sollte. Der alte Herr kannte seine Söhne sehr wohl und



Generalmajor Erich v. Gündell. (S. 198)

erinnerte sich vielleicht auch aus seiner eigenen Jugend, wie gefährlich dergleichen Anfälle werden konnten. Vor Jahren war es ihm schon einmal mit seinem ältesten Sohn so ergangen, der sich plötzlich in eine Liedersängerin am Teatro Fondo verliebt hatte und sie allen Ernstes heiraten wollte. Damals war es ihm gelungen, durch die Polizei die bereits etwas anrüchige Person aus Neapel zu entfernen, sein Sohn hatte aber davon erfahren, und ein jahrelanger Zwist war die Folge gewesen, bis endlich eine neue Leidenschaft die alte beseitigt und seinen Sohn wieder zu Verstand gebracht hatte. Sollte derselbe Tanz nun noch einmal mit Benvenuto losgehen? Das Bürschchen war jetzt dreiundzwanzig Jahre, war nichts und hatte nichts. Was also sollte da werden?

Gleichwohl ging der alte Herr seinem Versprechen gemäß gegen Mittag nach der Villa Miramar hinüber, um sich den fremden Damen zur Verfügung zu stellen oder doch seine Karte abzugeben. Benvenuto wartete unterdessen aufs höchste gespannt, mit der Uhr in der Hand, im Villino und wäre am liebsten gleich hinter seinem Vater hergelaufen. Schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit sah er ihn zurückkommen.

„Nun?" fragte er ungeduldig.

Sein Vater sah sehr ernst aus. „Komm mit auf mein Zimmer, Benvenuto," sagte er kurz und stieg die Treppe hinauf.

Etwas betroffen folgte Benvenuto. „Was sagten sie denn, Papa?" fragte er schon unterwegs. „Du hast doch mit ihnen gesprochen?"

„Nein."

„Nicht?" fuhr Benvenuto erstaunt auf. „Aber —"

„Komm und rede nichts. Du wirst gleich alles wissen."

In seinem Zimmer angekommen, setzte Don Asso sich in einen Sessel und begann mit leiser, vorsichtiger Stimme, als ob er fürchte, belauscht zu werden: „Die Damen, die du gesehen hast, sind in der Villa Miramar und überhaupt in dieser Gegend durchaus nicht fremd, denn sie sind die Besitzerinnen der Villa."

„Was? Sie sind hier zu Hause?" fragte der junge Mann überrascht.

„Höre mir zu, was ich dir sage. Die ältere Dame ist die Gräfin di Monteverde, nennt sich aber hier Frau de Mendrisi nach ihrer Mutter, mit der sie vor langen Jahren das rote Villino bewohnt hat."

„Unser Haus?"

„Ja. Die jüngere Dame ist die Tochter des Grafen di Monteverde aus erster Ehe, deren Mutter von eben diesem Grafen Enea di Monteverde in der Villa Miramar ermordet wurde, und der seither drüben im Zuchthaus von Nisida seine Strafe abbüßte."

„Großer Gott, was sagst du da!"

„Nichts als die Wahrheit. Du weißt natürlich von dieser ganzen Sache nichts, mein Junge, denn du warst damals noch ein Kind. Ich aber besinne mich noch gut genug darauf. Graf Enea di Monteverde wurde zu fünfzehn Jahren Bagno verurteilt, und in dieser ganzen Zeit ließ sich seine zweite Frau wie auch seine Tochter in unserer Gegend nicht blicken. Die Damen wußten wohl warum. Nun muß aber nach meiner ungefähren Berechnung die Strafzeit des Grafen demnächst um sein, und deshalb sind die Damen wohl auch wieder hier."

„Und Santina? Die junge Dame, die ich gesehen?"

„Ist die Tochter eines Zuchthäuslers," antwortete Don Asso nachdrücklich. „Du weißt, was das heißt. Ob Gräfin oder nicht, ob reich oder arm, geschändet ist geschändet. Laß dir das also gesagt sein, Benvenuto. Du kannst doch nicht wünschen, mit solchen Leuten zu tun zu haben, und wenn du dich auch als junger unüberlegter Mann darüber hinwegsetzen solltest, so darfst du es doch deiner Familie, deinen Schwestern und deinen Eltern nicht zumuten. Ich hoffe, Benvenuto, du bist verständig genug, um das einzusehen. Du bist kein Knabe mehr."

„Aber ich begreife nicht, Papa — du hättest sie sehen sollen! Diese harmlosen, naiven Augen, diese zierliche Drolligkeit und Lustigkeit. Nein, nein! Das ist nicht möglich. Wer seinen Vater im Bagno weiß, kann nicht so aussehen."

„Benvenuto, von einem Irrtum meinerseits ist keine Rede. Also sei vernünftig und laß dich von deinem Vater über das belehren, was du selbst nicht weißt. Das Verbrechen ist wie eine Katastrophe in der Natur, die weit hinter sich ihre Furchen zieht. Bleib weg davon."

„Vater!"

„Laß es gut sein. Ich weiß schon, was du sagen willst. Natürlich fällt jetzt jeder Verkehr mit der Villa Miramar fort. Wenn ihr nach dem Meer hinuntergeht, so geht ihr durch Sant' Aniello. Die Sache ist nicht so schlimm, und um derartigem aus dem Wege zu gehen, kann man wohl einen noch größeren Bogen machen."

„Aber —"

„Ich will es so und damit basta!“ schnitt ihm sein Vater streng das Wort ab. „Wenn du die Notwendigkeit nicht einsiehst, so muß ich dich zum Gehorsam zwingen. Du weißt, Benvenuto, daß ich mit dir nicht eben sehr streng bin und dir vieles nachsehe. In diesem Punkt bin ich aber unerbittlich. Sowie ich merke, daß du mir nicht gehorchst, oder wenn ich dich nur einmal drüben im Park der Villa Miramar sehe, schicke ich dich sofort nach Neapel zurück. Mein Wort darauf!“

Jetzt, im Hochsommer, in das heiße, staubige, unsaubere Neapel zurückgesandt zu werden, verlockte den jungen Mann natürlich nicht, auch wenn es in Neapel keine Universität gegeben hätte. Auch nahm sein Vater bei dieser Gelegenheit eine so ernsthafte und drohende Miene an, wie er sie an ihm nur bei ganz ernsten Gelegenheiten gesehen, wo auch die Mutter nichts ausrichten konnte. Er nahm sich deshalb vor, seinem Vater zunächst keinen Anlaß zum Äußersten zu geben und den Park der Villa Miramar zu meiden. Vielleicht kannte und fühlte er auch in diesem Augenblick die Tragweite seines Versprechens nicht, jedenfalls dachte er nicht daran, daß vielleicht einmal ein Tag kommen könne, wo es ihm unmöglich sein werde, es zu halten. Genug — er gab es, um seinen Vater zu beruhigen.

Der Verkehr zwischen dem Villino rosso und der Villa Miramar war von Stund an eingestellt.

2.

Gräfin Severa di Monteverde stand auf der kleinen Terrasse und schaute mit tränenfeuchten, wehmütigen Augen über das weite dunkelblaue Meer nach der kleinen Insel Nisida am Nordende des Golfes. Auf der höchsten Erhöhung der Insel befand sich ein weithin sichtbares, weißglänzendes Haus, der Bagno oder das Zuchthaus von Nisida, der derzeitige Aufenthaltsort ihres Gatten, des Grafen Enea. Gräfin Severa war trotz der langen qualvollen Jahre und des inzwischen erfolgten Todes ihrer Mutter noch eine stattliche Frau, aber die verflossenen fünfzehn Jahre hatten doch zu schwer auf ihrer Seele gelastet, als daß sie nicht ihre Spuren hätten zurücklassen sollen. Um die Augen hatte sich eine Menge kleiner, kaum wahrnehmbarer Fältchen gebildet, und der Ausdruck der Augen selbst war wie verschleiert, durch schmerzliche Entsagung verdüstert. Auch um den Mund sah man bei jeder Bewegung diesen müden, melancholischen Ausdruck. Was hatte sie alles in diesen fünfzehn Jahren gelitten! Wenn Severa jetzt zurückdachte an all die bitteren, trüben und einsamen Stunden, so schien es ihr wie ein Wunder, daß sie sie überhaupt überstanden hatte.

Wie aber hatte er, der unschuldig Verurteilte, sie ertragen? Das war es, was sie jetzt zumeist beschäftigte. Seine Prüfungszeit — seine Strafe, wie die Leute sagten — war demnächst vorüber, aber wie würde sie ihn wiedersehen? Was würde man aus dem Mann, der ihr alles war, gemacht haben?

Ein müdes, trockenes Hüsteln störte sie aus ihrem Nachdenken auf. Sie fuhr rasch mit dem Taschentuch über die tränennassen Augen und sah sich um.

Der alte Gioachimo schritt über die Terrasse und kam auf sie zu.

„Gioachimo, was gibt's?“ fragte sie.

„Eure Gnaden, Frau Gräfin werden verzeihen,“ sagte der alte Mann und präsentierte ihr eine Visitenkarte.

Sie nahm die Karte und las: Asso d'Akkiri. „Was ist mit dieser Karte?“ fragte sie weiter.

„Der Herr war unten —“

„Wann? Jetzt?“

„Ja, jetzt eben. Er fragte nach der neuen Herrschaft und gab mir dabei seine Karte. Als ich ihm aber Ihren Namen nannte, Frau Gräfin, wandte er sich wieder ab und ging davon, indem er sagte, er habe sich geirrt. Seine Karte ließ er da.“

Ihre Finger zuckten leise, und sie ließ die Karte fallen. Der Ausdruck stummer Trauer und ergebungsvoller Melancholie, der sie auf Augenblicke verlassen, kehrte wieder zurück.

„Es ist gut, Gioachimo,“ sagte sie müde. „Laß mich allein und vergiß nicht, was ich dir sagte in Bezug auf Santina.“

„Frau Gräfin können sich auf mich verlassen,“ erwiderte der alte Mann. „Ich werde schon achtgeben.“

Der Gärtner ging wieder fort, und Severa blieb allein. Sie besann sich auf Herrn d'Akkiri sehr gut. Damals, als sie mit ihrer Mutter in seinem Hause gewohnt hatte, war er sehr freundlich gewesen und hatte sie häufig besucht. Jetzt freilich —!

Sehr nahe ging ihr das Verhalten des Herrn d'Akkiri übrigens nicht, sie war in den fünfzehn Jahren noch an ganz andere Vorkommnisse gewöhnt worden, und wenn sie auch manchmal hätte aufschreien mögen vor Scham und Zorn, so war sie doch in der langen Zeit duldsam und demütig genug geworden, um derartige Kränkungen stumm hinzunehmen. Aber um Santinas willen schmerzte es sie. Diese war jetzt herangewachsen, und es wurde immer schwieriger, das junge Mädchen, das nach Gesellschaft und Umgang verlangte, über den Grund ihrer Vereinsamung zu täuschen.

Prinz Moritz von Sachsen-Altenburg †. (S. 198)

Plötzlich fuhr Severa aus ihren trüben Betrachtungen auf, und es war fast, als ob ein hellerer Strahl über ihr Gesicht geflogen wäre. Santina kam mit der ihr eigenen Lebhaftigkeit auf die Terrasse. Die prachtvollen schwarzen Haare hingen ihr noch offen über Hals und Schultern herab, nur mit einigen rotseidenen Schleifen festgehalten, die großen Augen strahlten vor Jugendlust und Glück. Alles an ihr war Bewegung und Leben, und ihre Gestalt hob sich feingegliedert und formvollendet unter den leichten, enganliegenden Sommerkleidern hervor.

Santina hatte sich in der Zwischenzeit körperlich und geistig in herrlicher Weise entwickelt. Man konnte es verstehen, daß Severa bei ihrem Anblick ihr Elend vergaß in stolzer Freude über Santina. Sie sehnte sich nach dem Augenblick, wo sie Enea sagen konnte: „Das ist dein Kind, rein und schuldlos, emporgeblüht wie die Blume auf dem Felde, harmlos und ahnungslos wie sie war — so gebe ich sie dir zurück.“ Sein Dank sollte ihr schönster Lohn sein.

Severa hatte sich selbst, ihre Jugend, ihr Lebensglück geopfert, sich in die entlegensten Städte zurückgezogen, wo niemand sie kannte, damit Santina ohne Kummer, ohne Leid und Kränkung aufwachsen könne. Nun kam die Stunde immer näher, wo sie die Tochter in die Arme des Vaters zurückgeben, ihre Aufgabe als erfüllt ansehen konnte. Deshalb war sie hierher gekommen, um in Sorrent den Tag der Wiedervereinigung abzuwarten.

„Bist du schon hier, Mama? Bist du schon fertig?“ fragte Santina, indem sie sich Severa stürmisch in die Arme warf.

„Längst, mein Kind,“ antwortete diese, indem sie Santina lächelnd küßte, „ich habe leider nicht das Glück, so gut und fest zu schlafen wie du.“

„Wieviel Tage noch, Mama?“ fuhr Santina in ihrer ungeduldigen, lebhaften Art fort. „O sage, wieviel Tage noch?“



Das von Kaiser Wilhelm II. angekaufte Achilleion auf Korfu. (S. 198)

„Noch fünf Tage, wenn alles gut geht."

„O, es wird alles gut gehen, Mama. Sage, daß alles gut gehen wird und daß der Vater wirklich in fünf Tagen bei uns ist."

„Liebes Kind, er hat eine weite, weite Reise zurückzulegen, und das Meer ist nicht zuverlässig. Aber wenn er auch einen oder zwei Tage später kommt, so kommt er doch sicher."

„Wie heißt das Schiff, mit dem er kommt?"

„Es ist die ‚Ancona'."

„Wie lange braucht die ‚Ancona' von Bahia bis Neapel?"

„Dreißig Tage, und wenn es ganz gutes Wetter ist, sieben- bis achtundzwanzig Tage."

„Und der Vater wird, wenn er einmal wieder hier ist, nie, niemals wieder nach dem schrecklichen Brasilien gehen und uns hier allein zurücklassen?"

„Wenn wir recht lieb zu ihm sind, wird er schon bei uns bleiben."

„O, er soll nicht wieder fort," sagte Santina ziemlich energisch, „ich werde ihn so schrecklich lieb haben, daß er nicht wieder fortgeht. Kannst du dich wohl noch gut auf den Vater besinnen, Mama? Er ist ja so entsetzlich lange Jahre fort."

„O ja, ich besinne mich noch recht gut auf ihn."

„Ein schöner Mann, nicht wahr?"

„Ein sehr schöner Mann, wenigstens damals. Aber du weißt ja, daß er inzwischen am Fieber sehr krank gewesen ist. Es kann schon sein, daß er jetzt etwas kränklich aussieht. Aber du wirst ihn trotzdem lieb haben — nicht wahr, Santina?"

„Wie mich selbst, oder nein, noch viel, viel mehr; so wie dich, Mama."

„Recht, mein Kind."

„Aber findest du es nicht auch sonderbar, daß ich mich so ganz und gar nicht mehr an die Villa Miramar erinnern kann und daß mir auch das Bild des Vaters so vollständig entschwunden ist?"

„Du warst damals noch sehr klein, Santina."

„Aber ich besinne mich doch daran, als du mich auf dem Arme trugst, und Papa dich plötzlich umarmte, und ich in aller Angst, erdrückt zu werden, zwischen euch beiden hing. Erinnerst du dich?"

„Ja, mein Kind."

„Ich besinne mich sogar auf das Zimmer. Es waren knallrote Wände mit kleinen bunten Figürchen im pompejanischen Geschmack. Aber ich finde das Zimmer in der ganzen Villa Miramar nicht wieder."

„Es hat sich viel verändert," antwortete Severa ausweichend. Sie wußte wohl, welches Zimmer Santina meinte. Sie hatte merkwürdigerweise gerade den Augenblick im Gedächtnis behalten, in dem sich Enea mit Severa drüben im roten Villino verlobt hatte. Aber sie fand es gefährlich, ihr nähere Aufklärungen darüber zu geben.

„Auch sonst liegt mir die ganze Gegend, die Szenerie des Golfes, die Inseln, das blaue Meer, die helle Sonne, die grünen Gärten, wie ein ferner, ferner Traum in den Sinnen," fuhr Santina fort. „Ich kenne es und kenne es wieder nicht. Ich habe alles das schon gesehen, vor langer, langer Zeit, und weiß doch nicht, was es ist. Ich besinne mich auf einen großen Mann, der immer sehr sorgfältig gekleidet und vornehm einherging, und möchte fast behaupten, daß das Papa war. Aber ich glaube, wenn ich ihn jetzt vor mir sähe, würde ich ihn nicht erkennen."

„Du wirst ihn ja bald selbst sehen und dann nicht mehr auf alte Bilder und verwischte Erinnerungen angewiesen sein," tröstete sie ihre Mutter.

Dann sah Santina plötzlich die Karte am Boden liegen, die ihre Mutter vorher hatte fallen lassen, und ehe diese es hindern konnte, hob das junge Mädchen sie auf.

„Was ist das für eine Karte?" fragte sie lebhaft.

„O nichts. Gib sie her, mein Kind."

„Asso d'Akkiri, das ist wohl der Mann, der im roten Villino wohnt? Der Vater des jungen Herrn vermutlich, den wir im Garten trafen?"

„Vermutlich," gab ihre Mutter, gleichgültig tuend, zur Antwort.

„War er hier?"

„Ja, das heißt — — ach, lassen wir das. Was geht uns der Mann an."

„Was wollte er denn, Mama?"

„Ich weiß nicht. Vielleicht Wein verkaufen oder dergleichen."

„O, du hast ihn abgewiesen? Hast gar nicht mit ihm gesprochen?"

„Nein. Wozu denn auch. Wir kaufen ihm ja doch nichts ab."

„Aber — —" begann Santina, schwieg dann aber plötzlich. Es war ihr unangenehm, daß ihre Mutter, wie sie annahm, den Besuch des alten Herrn abgewiesen hatte — um seines Sohnes willen. Nur mochte sie vor ihrer Mutter nicht davon sprechen.

„Du mußt hier besonders vorsichtig sein, Santina, wenigstens solange Papa noch nicht bei uns ist."

„Aber ich verstehe nicht weshalb?"

„Die Leute haben so schlechte Angewohnheiten, daß es besser ist, den Verkehr mit ihnen zu meiden."

„Aber der junge d'Akkiri doch gewiß nicht," warf Santina unbedacht ein.

„Je nun, es ist auch nicht besonders fein, eine junge Dame, die man nie gesehen hat, so ohne weiteres anzusprechen."

Santina fand das nicht, aber sie schwieg. Severa las in ihrem Inneren, sie fühlte, es wurde für sie immer schwieriger, Santina in jener ahnungslosen Ruhe und kindlichen Abhängigkeit zu halten, die für ihren Seelenfrieden notwendig war. Santina war in dem Alter, wo eine junge Dame eben kein Kind mehr ist und selbst sieht und denkt. Das war ja eben Severas größte Sorge, daß Santina durch irgend einen Zufall etwas erfahren könne, was ihre Ruhe erschüttern mußte, was ein Unglück für sie war. Nach dem, was Santina bisher wußte, war ihr Vater an großen Handelsunternehmungen in Brasilien beteiligt, die seine bisherige Anwesenheit in diesem Lande notwendig gemacht hatten. Nun kam er notgedrungen infolge von Fieberanfällen wieder in die Heimat zurück. Um ihn zu erwarten, war Severa mit Santina nach Neapel geeilt.

Alles war sorgsam abgemacht, das Zusammentreffen, das Wiedersehen aufs peinlichste vorbereitet und vorher bestimmt. Gleich nach der Vereinigung mit ihrem Gatten sollte die Familie wieder nach Turin übersiedeln, aus Furcht, Santina könne durch einen unglücklichen Zufall hinter die Wahrheit kommen.

Diese Gefahr bestand ja anderswo auch und mußte später sogar sehr groß werden, wenn es sich einmal darum handelte, Santina zu verheiraten. Aber das stand noch in weiter Ferne und beschäftigte Severa momentan nicht so aufregend wie die Furcht, daß Santina während ihres Aufenthaltes in der Heimat, wo doch noch viele Leute sich an den Prozeß des Grafen Enea erinnern

In Versuchung. Nach einem Gemälde von Wilhelm Hasselbach. (S. 198)

Humoristisches.

Ein böser Streich.



1



2



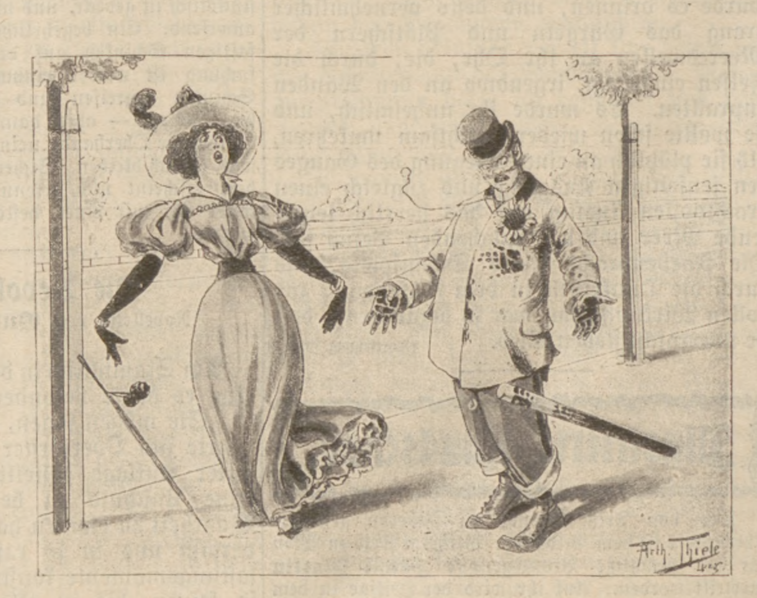
3



4



5



6

konnten, etwas davon erfahre. War erst Graf Enea da, so konnte er als Mann weitersorgen. Seinen Händen konnte sie anvertrauen, was sie vielleicht nicht bis zum Ende durchführen konnte. —

Gegen Sonnenuntergang stand Santina, obgleich es noch sehr heiß war, wieder auf der oberen Treppenmauer, wo es zum Meeresstrand hinunterging und wo sie am Tage vorher mit Benvenuto zusammengetroffen war. Aber ihre Erwartung, ihn heute wiederzusehen, schien sich nicht zu erfüllen. Sie beugte sich weit über die Mauer vor, so daß sie den ganzen unter ihr befindlichen Strand übersehen konnte, aber weit und breit war keine Seele zu entdecken. Weit auf dem Meere draußen einige Schifferboote, ferner ein großes Kriegsschiff, das, langsam und majestätisch aus dem Kriegshafen von Castellamare kommend, dem offenen Meer zustrebte — sonst nichts.

Das verdroß Santina, und sie stieg immer mehr und mehr die Treppe hinunter, bis sie an dem Sandstrand unten ankam, den das Meer zwischen zwei hervorspringenden Felsen gebildet und den man die Marina der Villa Miramar nannte. Vorsichtig ging sie den Strand entlang, blieb hin und wieder stehen, um den Wogen zuzusehen, die schäumend und wie spielend auf dem Sand hin und her rollten, oder suchte Muscheln, die das Meer ausgeworfen hatte. Das Leben des Meeres ist so abwechslungsreich und unterhaltend, und für Santina war das alles so neu und fremd, daß sie, ohne es zu merken, immer weiter ging.

Der glatte Strand war nur einige hundert Meter lang, und so stand sie plötzlich vor einem grauen Tuffsteinfelsen, der fast senkrecht einige hundert Fuß aufstieg und ein Glied in der ungeheuren Mauer bildete, auf der Sorrent steht. Ein tiefes, finsteres Loch ging wie ein Schacht in den Felsen hinein.

Neugierig stand sie lange davor. Was konnte das zu bedeuten haben? Denn obgleich sie in ihrer Heimat, ja sogar auf ihrem Grund und Boden stand, hatte sie doch keine Ahnung von der Beschaffenheit desselben. Wohin führte der finstere Gang? Entdeckungslust überkam sie, sie vermutete, daß man da hindurch irgendwohin gelangen müsse. Sie konnte ihre Neugier nicht mehr bezwingen und ging langsam und vorsichtig den dunklen Felsengang entlang. Der Boden unter ihr war felsig und schien leicht anzusteigen, aber je tiefer sie in das Loch hineinkam, desto finsterer wurde es drinnen, und desto vernehmlicher drang das Gurgeln und Plätschern der Meereswellen an ihr Ohr, die, durch die Felsen eingeengt, irgendwo an den Wänden anprallten. Es wurde ihr unheimlich, und sie wollte schon wieder furchtsam umkehren, als sie plötzlich an einer Biegung des Ganges den jenseitigen Ausgang und zugleich einen prachtvollen Auslug auf das herrlich leuchtende Meer und den rauchenden Vesuv sah. Die Farbenpracht dieses Schauspiels, das durch die Dunkelheit in dem Felsengang zur vollen Wirkung kam, war so bezaubernd, daß sie überrascht stehen blieb.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Rundschau.

Der von Fritz Dobner v. Doberan gestiftete Ehrenpreis ist dem Bildhauer Wilhelm Seib in Wien für die prächtige Bronzegruppe **Sankt Martin** zuerteilt worden. Auf ihr wird der Heilige in dem Augenblick dargestellt, als er, damals noch ein römischer Ritter, mitleidig einem frierenden alten Bettler die Hälfte seines Soldatenmantels schenkt. Die Gruppe ist von hoher Lebenswahrheit und sorgfältiger Modellierung. Der Sockel besteht aus Marmor. Die Vorderseite desselben ist mit einem Bronzerelief geziert. Das Kunstwerk befindet sich in Privatbesitz. Der Künstler, der am 18. Mai 1854 in Sockerau in Niederösterreich geboren ist, hat bereits mehrere erste Preise davongetragen und ist auch vom Kaiser Franz Joseph durch ein Staatsstipendium ausgezeichnet worden. — Auf der Haager Friedenskonferenz, deren zweite Tagung bevorsteht, wird als militärischer Vertreter Deutschlands der **Generalmajor Erich v. Gündell**, Oberquartiermeister im Großen Generalstab, tätig sein. Den Sitzungen über die viel erörterte Abrüstungsfrage wird er allerdings fern bleiben, da nach einer Erklärung des Fürsten Bülow im Reichstag Deutschland an diesem Punkt des Konferenzprogramms nicht teilnehmen wird. Jedoch wird er sicher anderweitig reichliche Gelegenheit finden, seine Fähigkeiten und Kenntnisse bei den Konferenzarbeiten gebührend zu verwerten. — Der jüngst verstorbene **Prinz Moritz von Sachsen-Altenburg** war ein Bruder des regierenden Herzogs Ernst. Er wurde am 24. Oktober 1829 als Sohn des Herzogs Georg von Sachsen-Altenburg und der Herzogin Maria von Mecklenburg-Schwerin zu Eisenberg geboren. Im preußischen Heere bekleidete der verstorbene Prinz den Rang eines Generals der Kavallerie à la suite des Leibgarde-Husarenregiments und des 8. thüringischen Infanterieregiments Nr. 153. Am 15. Oktober 1862 vermählte er sich mit der Prinzessin Auguste von Sachsen-Meiningen. Aus dieser Ehe gingen vier Kinder, und zwar drei Töchter und ein Sohn, Prinz Ernst, hervor. Voraussichtlich wird Prinz Ernst den Thron des Herzogtums Sachsen-Altenburg besteigen, da der jetzige, hochbetagte regierende Herzog keine Nachkommen besitzt. — Kaiser Wilhelm II. hat für eine Million Mark das herrliche **Schloß Achilleion auf der Insel Korfu** erworben. Das Achilleion ist jenes Tuskulum, welches sich die verstorbene Kaiserin Elisabeth von Österreich in den Jahren 1889 bis 1891 schuf. Ein wundervoller Park mit Zypressen, Orangenbäumen und Palmen umschließt den im althellenischen Stil gehaltenen Palastbau. Von der Terrasse, die sich vor der mit 13 Marmorbildsäulen geschmückten Säulenhalle hinzieht, genießt man einen unvergleichlich schönen Blick über Korfu und hinüber zur griechischen Küste.

In Versuchung.

(Mit Bild auf Seite 196.)

Er ist schon zwanzig Jahre auf der Wanderschaft, der alte Handwerksbursche, und hat manchen Sturm erlebt, aber seine Ehrlichkeit hat er sich immerfort bewahrt, selbst dann, wenn ihn der Hunger arg plagte und sich ihm eine günstige Gelegenheit bot, durch einen kühnen Griff einen fetten Bissen zu erhaschen, mit dem er seinen knurrenden Magen befriedigen konnte. In einer ähnlichen Lage befindet er sich heute. Er hat dreimal an die Tür geklopft, ohne daß ein „Herein" erschallte. Endlich ist er mit dem Hut in der Hand eingetreten. Der Frühstückstisch ist gedeckt, und niemand ist in dem Zimmer anwesend. Ein begehrlicher Blick fliegt nach dem saftigen Schinken auf dem Tisch hin. Die Versuchung ist wieder einmal genaht. Soll er den Schinken ergreifen und schleunigst verschwinden? Er überlegt — aber dann gewinnt der gute Geist in ihm die Oberhand; nein, er will, wie er es bisher war, ehrlich bleiben. Sicher wird er, wenn der Hausherr erscheint und erkennt, daß der Tisch unangetastet ist, mit einer desto reicheren Gabe belohnt werden.

Die Revolvertasche.

Novellette von **Gustav Schneider**.

Am Stammtisch in der „Goldenen Sonne" ging es heute besonders lebhaft zu.

„Sie mögen sagen, was Sie wollen," ereiferte sich Oberförster Brandes, „wenn ein unter Anklage gestellter Mensch, der, um seine Unschuld zu beweisen, nur bei der Wahrheit zu bleiben hätte, den geraden Weg verläßt und in so raffinierter Weise Entlastungsmomente konstruiert, wenn er einen so feinen, bis in alle Einzelheiten ausgearbeiteten Plan entwirft, durch welchen die gegen ihn schwebenden Verdachtsmomente entkräftet werden sollen, so erkenne ich darin, mag der Angeklagte im augenblicklichen Falle auch unschuldig sein, doch nur die geborene Anlage zum Verbrecher."

„Fehlgeschossen, mein lieber Brandes, die Belastungsmomente können so schwerwiegender Art sein, daß ein Unschuldiger, in der Angst, seinen Kopf, um welchen er schon die Schlinge fühlt, zu verlieren, sich gar nicht anders glaubt helfen zu können als durch Vorbringung von Unwahrheiten. Es würde freilich allemal richtiger sein, er bliebe bei der Wahrheit, aber wir Juristen müssen mit der Erscheinung rechnen, daß ein Unschuldiger seine Sache auf diese Weise schlechter stellt als bei Angabe des wahren Sachverhaltes."

„Und auch darin, Herr Oberförster, wird Ihnen niemand beipflichten, daß das in der Aufrollung eines besonders fein ausgespitzten Planes zu Tage tretende Raffinement etwa dazu berechtige, den unschuldig Belasteten als geborenen Verbrecher zu bezeichnen, denn dann würde dies auf unsere größten Dichter, Romanschriftsteller und Novellisten, die ja in ihren besten Werken in dieser Hinsicht Mustergültiges geleistet haben, in erster Linie zutreffen."

„Ganz richtig, ganz richtig, dann wären wir Menschen eben alle geborene Verbrecher."

„Ihre Streitfrage, meine Herren," wandte daraufhin Kommerzienrat Lentzmann ein, „ist von tiefernster, psychologischer Bedeutung und erweckt in mir die Erinnerung an ein eigenes Erlebnis, das ich Ihnen gern erzählen will. Hören Sie zu. Ich war siebenundzwanzig Jahre alt und seit vier Wochen Prokurist einer mitteldeutschen Maschinenfabrik, als ich mich vorübergehend geschäftlich in einer süddeutschen Großstadt aufhielt. Bisher Buchhalter einer kleinen Eisengießerei mit sehr bescheidenem Gehalte war ich auf meine neue Stellung um so stolzer, als sie mir die Möglichkeit bot, meinen Herzenswunsch, meine Braut demnächst heimzuführen, zu erfüllen. Ich befand mich in jener Stimmung, in welcher uns, wie das Sprichwort sagt, der Himmel voller Baßgeigen hängt. Gerade war ich damit beschäftigt, einige Wäsche, sowie die entbehrlichen Winterkleider einzupacken und meinen Eltern nach Hause zu senden, als es plötzlich anklopfte. Auf meine Aufforderung erschien im Türrahmen Fritz Hauber, mein Jugendfreund, mit welchem ich die sämtlichen Klassen der heimatlichen Real- und Handelsschule durchgemacht und welchen ich zufällig am Abend vorher getroffen hatte. So angenehm ich durch dieses Wiedersehen überrascht war, so würde ich doch gerade am heutigen Abend lieber allein geblieben sein. Es war ein wohlig warmer Frühlingsabend, und ich hatte mich so sehr darauf gefreut, draußen in der herrlichen Umgebung der Stadt, mir selbst und meinen Gedanken überlassen, dahinzuschlendern. Damit würde es nun nichts sein, denn Fritz war für solche Schrullen nicht zu haben, das wußte ich.

Es wäre ihm in der Tat am liebsten gewesen, wenn ich alles stehen und liegen gelassen hätte, um ihm gleich auf seinem Bummel durch die Stadt zu folgen. Ich wollte aber mein Zimmer nicht in diesem greulichen Chaos zurücklassen, beeilte mich indessen auf sein Drängen nach Möglichkeit, so daß ich bald dem Hausdiener den Koffer zur Beförderung auf die Post übergeben konnte.

Ich mußte mich, da ich am Platze wenig bekannt war, der Führung meines Freundes überlassen, und war unangenehm überrascht, als wir uns schließlich in einer jener Kneipen befanden, die man für gewöhnlich zu meiden pflegt. Ich hatte aus meiner Antipathie

gegen derartige Lokale auch Fritz gegenüber nie ein Hehl gemacht und gab ihm daher deutlich mein Bedauern zu verstehen, daß er mich trotzdem in eine solche geführt habe. Würde er mich zum Bleiben zu überreden versucht haben, so würde ich voraussichtlich gegangen sein, so aber machte er sich über meine ‚Tugendboldenhaftigkeit' lustig und — ich blieb.

Am nächsten Morgen erwachte ich mit wüstem Kopfe.

Indessen war dies die kleinere Überraschung, die größere stand mir noch bevor. Als ich angekleidet war und nach der in meiner Brusttasche befindlichen Brieftasche greifen wollte, bemerkte ich zu meinem Entsetzen, daß letztere samt der darin verwahrten Summe von fast viertausend Mark verschwunden war. Ich hatte das Geld am Nachmittage vorher vereinnahmt, allein zur Einzahlung auf das Reichsbankgirokonto meines Hauses, wie ich das sonst fast regelmäßig jeden Tag getan, war es zu spät geworden; das Geld dem Hotelier zur Aufbewahrung zu übergeben, dazu war ich bei dem Drängen meines Freundes nicht gekommen. Jedenfalls erinnerte ich mich noch genau, mich am Abend wiederholt vom Vorhandensein der Tasche überzeugt zu haben. Jetzt aber war dieselbe verschwunden, und es war kein Zweifel, daß mir das Geld in jenem Lokale gestohlen worden war.

Die Wirkung dieser Wahrnehmung war für mich eine völlig vernichtende. Ich stand einen Augenblick wie versteinert, alles Blut schien mir in den Adern zu stocken, es war mir, als ob sich eine unsichtbare Faust um meine Gurgel legte und mich langsam erwürgte.

Mit Mühe schleppte ich mich nach dem nächsten Stuhl. Das Schreckliche meiner Lage trat mir klar vor Augen. In leichtfertiger Gesellschaft anvertrautes Geld verjubelt — dieses Kainszeichen war mir für mein Leben lang auf die Stirn gedrückt, und mit ihm war alles Glück, das ich von der Zukunft erhoffte, vernichtet.

Meine Verlobung mit Hannchen mußte zurückgehen, denn es war ausgeschlossen, daß Justizrat Röbel seine Tochter einem Manne gab, der sich auf diese Weise um Ehre und Reputation gebracht. Auch meine Stellung mußte ich verlieren, denn auch das erschien ausgeschlossen, daß mein Chef einen Prokuristen von solchem Leumund behalten konnte. Es erschien unter den gegebenen Umständen sogar zweifellos, daß ich seinerseits, abgesehen von der Schadenersatzleistung, eine strafrechtliche Verfolgung zu gewärtigen hatte.

Ich weiß nicht, wie lange ich so, in dumpfes Brüten versunken, dagelegen haben mag. Tausend Pläne und Gedanken durchschossen blitzartig mein Gehirn. Einmal war ich im Begriffe, polizeiliche Anzeige zu erstatten, das verwarf ich aber wieder, denn ich sagte mir, daß der Dieb doch längst sich und den Raub in Sicherheit gebracht habe. Dann kam ich auf den Gedanken, mir das Geld von befreundeter Seite zu beschaffen. Ja, aber woher? Mein Vater war ein kleiner Beamter mit kläglicher Pension. Reiche Verwandte hatte ich nicht. Mich an meinen zukünftigen Schwiegervater zu wenden, zog ich, als geradezu lächerlich, überhaupt nicht ernstlich in Erwägung. Wenn ich mich dem reichen Bankier drüben über der Straße erklärte und ihn bat, mir das Geld zu leihen? Der würde mir wohl in schonungsvoller Weise den Beistand eines Arztes empfohlen haben. Das nächste war freilich, Fritz in Kenntnis zu setzen, aber ihn, der mir doch nicht helfen konnte, einweihen, hieße mir jeden anderen Ausweg versperren.

Ja, wenn mir das Geld an irgend einem anderen Platz, auf der Post, auf der Straße oder im Hotel gestohlen worden wäre, so würde ich mich über das, was zu tun gewesen, keinen Augenblick im Zweifel befunden haben. Ich überlegte schließlich, daß ich ja eine dahingehende falsche Angabe machen könne. Ich verwarf das aber wieder, denn man würde mir das so leicht nicht glauben, ganz besonders dann nicht, wenn man erfuhr, wo wir uns am Abend vorher zuletzt aufgehalten hatten.

Wenn ich einen Raubanfall markierte? Das würde nur Glauben finden, wenn ich mich dabei halb totschlagen ließ.

Ich sann und sann. Endlich glaubte ich das Richtige gefunden zu haben. Zwar ging mir das klare, der Gegenwart vorauseilende Urteil, ob ich mich auch in Zukunft mit meinem Gewissen würde abfinden können, ab; indessen danach fragte ich nicht. Mein Denken war nur darauf gerichtet, das nach meinen sittlichen Begriffen Schlimmste aus dem Rahmen der nachfolgenden Vorgänge fernzuhalten.

Langsam schlich der Tag dahin. Apathisch gegen alles, was um mich her vorging, irrte ich in den Straßen umher. Der lachende blaue Himmel, zu dem ich noch gestern mit stummem Dankgefühl emporgesehen, kam mir unendlich schal und bleiern vor. Die laue Frühlingsluft, die mich noch gestern mit Zaubergewalt berührte und mein Herz, meine Seele in harmonischen Gleichklang brachte, mit dem Jubilieren der Vögel, dem Singen und Jauchzen alles dessen, was sich der erwachenden Natur erfreute, lastete jetzt wie drückender Alp auf meiner Brust.

Es dunkelte bereits, als ich in ein Kleidergeschäft trat und mir für wenig Geld einen alten Havelock erstand, welchen ich mir sofort um die Schultern hängte. Bei einem Friseur kaufte ich mir für ‚Theaterzwecke' einen Vollbart, welchen ich mir in einem Torwinkel anlegte, und betrat, nachdem ich mich überzeugt, daß mir niemand gefolgt war, eine Schnapskneipe, die sich schon äußerlich als auf der niedrigsten Stufe stehend kennzeichnete. Das Gefühl, welches ich hatte, als ich die Tür hinter mir einklinkte und nun in den spärlich beleuchteten, von Rauch und Ruß erfüllten Raum trat, in welchem auf Kisten, wackeligen Stühlen und improvisierten Bänken jene armen Ausgestoßenen ihr trauriges Dasein fristen, war merkwürdigerweise ein wohltuendes, denn ich fühlte mich unter meinesgleichen. Ich hätte dem ersten besten Schnapsbruder um den Hals fallen mögen, denn zweifellos war auch die Quelle seines Elends ein unverschuldetes Unglück, und die Erkenntnis eines gemeinsamen Schicksals — das empfand ich in jener Nacht — schweißt die Menschen zusammen.

Indessen, ich will mich kurz fassen. Ich veranlaßte einen mir für meine Zwecke geeignet erscheinenden Menschen, sich zu mir zu setzen. Nach einer halben Stunde waren wir einig. Ich versprach ihm zweihundert Mark für ein risikofreies Unternehmen. Er hatte weiter nichts zu tun, als morgen früh Punkt elf Uhr, mit einer Hoteldienermütze versehen, im Schalterraum des Westbahnhofes, während ich am Postschalter für Durchreisende einen Einschreibebrief aufgab und einige Marken einkaufte, meine zur Seite gestellte schwarze Handtasche zu nehmen und damit in unauffälliger Weise zu verschwinden.

Würde er, was nicht zu erwarten stand, festgehalten werden, so war ich ja da, um für ihn einzutreten. Am Abend zur bestimmten Stunde wollten wir uns an näher bezeichnetem Platze treffen, wo er gegen Rückgabe der Tasche seinen Lohn erhalten sollte. Als Handgeld gab ich ihm zwanzig Mark, wofür er sich die für seine Verkleidung nötige Mütze in erster Linie beschaffen sollte.

Ich kalkulierte, daß er am Abend überhaupt nicht kommen würde, oder aber, wenn ja, dann nur mit gewaltsam geöffneter Tasche, denn er würde sich sagen, daß die Tasche, wenn ich ihm zweihundert Mark versprechen konnte, mindestens das Zehnfache wert sei — und das wollte ich. Würde er dann — sich gefoppt sehend — denn ich würde natürlich auch nicht kommen — zur Polizei laufen, so würde ihm natürlich die schön erfundene Geschichte von dem großen Unbekannten im Havelock und mit schwarzem Vollbart niemand glauben, ganz abgesehen davon, daß er sich die Scherereí mit der Polizei gar nicht aufbürden würde. Ich selbst aber hatte durch das hinter mir stehende Publikum Zeugen, das Opfer eines frechen Diebstahls geworden zu sein. Mehr wollte ich ja nicht.

Ich freute mich meines raffiniert durchdachten Planes, aber die Freude war erzwungen; sie war nur äußerlich, in mir brannte das Feuer fieberhafter Unruhe. Es war mir nicht möglich, in dieser Nacht den Schlaf zu finden. Gegen Morgen endlich, als es bereits im Hause anfing, unruhig zu werden, verfiel ich in eine Art Halbschlummer, aus welchem ich bald, von folternden Träumen geplagt, aufschreckte. Ich sah in den Spiegel: das Zerrbild meines früheren Ichs starrte mir entgegen.

Im Begriffe, mich anzukleiden, sank ich plötzlich vor Müdigkeit auf den Rand des Bettes nieder. Ich stützte den Kopf in die Hand und weinte bitterlich. Eine unendliche Reue überkam mich. Warum, so klagte ich mich an, bist du nicht gleich zur Polizei gegangen? Vielleicht würde man das Geld doch noch herbeigeschafft haben. Jedenfalls würdest du den geraden Weg gegangen sein, und was auch immer geschah, mochten sie alle mit dir brechen, du selbst hattest dir nichts vorzuwerfen!

Wenn man aber das Geld nicht gefunden, wenn man dich bezichtigte — und die Veranlassung lag nahe — es beiseite geschafft zu haben? Heiliger Gott, dann war dir das Gefängnis, wenn nicht sogar das Zuchthaus sicher! Nein, nein — so weit durfte es nicht kommen. Jetzt hieß es Mann sein und als Mann das Begonnene durchführen.

Fünfzehn Minuten vor elf Uhr betrat ich den Schalterraum des Westbahnhofes. Meine Hotelrechnung hatte ich beglichen und den Portier angewiesen, mein Gepäck zu dem Schnellzug nach K. zu besorgen.

Ich wankte mehr, als ich ging. Ich stellte mich gegen die Mauer und starrte wie geistesabwesend auf die angeklebten Fahrpläne. Ich glaubte damit meine Gedanken ablenken, meinem in den Schläfen zum Springen pulsierenden Blute Ruhe verschaffen zu können, aber meine von Angst gepeitschte Aufregung war so groß, daß ich nicht einmal einen Schmerz verspürte, als sich meine Fingernägel in das Fleisch meiner Hand eingruben.

Acht Minuten vor elf Uhr trat ich an den Postschalter heran, meine Handtasche rechts, etwa einen Schritt seitlich, neben mich stellend. Ich mußte mich an das Schalterbrett stützen, denn meine Kniee zitterten. Mechanisch gab ich dem Beamten meinen Brief. Mit Blitzesschnelle flog die Feder über das Papier. Ich sah nach der im Innenraum hängenden Uhr. Es war sieben Minuten vor elf. Der Beamte mußte mir jeden

Augenblick den Quittungsschein aushändigen. Ich sah ein, ich war viel zu früh an den Schalter herangetreten.

Ich versuchte, einige Fragen an den Beamten zu stellen, um die Abfertigung hinauszuziehen. Aber die Worte blieben mir im Halse stecken; es war mir, als ob sich wieder eine Faust um meine Gurgel legte und mich zu erwürgen suchte. Kalter Schweiß trat mir auf die Stirne; ich fühlte, wie sich mein Gesicht mit Leichenblässe bedeckte. Ich sah wieder nach der Uhr, es fehlten noch drei Minuten zu elf. ‚Geben Sie mir, bitte, noch 20 Dreier — 15 Fünfer —‘ hinter mir standen etwa vier Personen; ich spürte eine Bewegung unter denselben — jetzt mußte mein Komplice die Tasche wegnehmen. Und in diesem Zustande sollte ich — mehr tot als lebendig — Überraschung, Schrecken und Zorn heucheln?! Eben gab mir der Beamte die letzten Marken. In diesem Augenblick spürte ich den Druck einer Hand auf meiner Schulter. Instinktiv streckte ich beide Hände hin, um mir geduldig Handschellen anlegen zu lassen; denn ich erwartete nichts anderes, als in das triumphierende Gesicht eines Kriminalbeamten zu sehen. Doch nein! Statt dessen grinste mich das breite, gutmütige Gesicht Jeans, des Hoteldieners, aber des wirklichen Hoteldieners, an.

‚Herr Lentzmann,‘ schmunzelte er, ‚es ist noch ein Eilbrief für Sie angekommen.‘

Ich riß ihm das Papier aus der Hand — ein Brief meiner Mutter. ‚Welch glückliche Fügung,‘ dachte ich, ‚nun kann ich mich in aller Ruhe bestehlen lassen.‘ Ich bat Jean, etwas zu warten, kehrte der Stelle, wo meine Tasche stehen mußte, den Rücken und begann hastig zu lesen.

Auf der ersten Seite stand nichts, was von Wichtigkeit war, aber auf der zweiten unten, da stand es in deutlichen festen Zügen, wenn es auch schien, als ob die Buchstaben zu hüpfen begännen: ‚und was Deine Wäsche anbetrifft, so ist dieselbe gut angekommen, aber groß war unsere Bestürzung, als wir beim Herausnehmen der Kleider in der hinteren Tasche Deines Beinkleides Deine Brieftasche mit fast viertausend Mark Inhalt fanden. Es kann dies unmöglich absichtlich geschehen sein. Vielleicht hast Du das Geld schon vermißt; jedenfalls hielten wir es für unsere Pflicht, Dich hiervon sofort durch Eilbrief in Kenntnis zu setzen —‘

Es fiel mir wie Schuppen von den Augen. Ich hatte die Kleider wohl genau nachgesehen, aber an die sogenannte Revolvertasche hatte ich nicht gedacht — vielleicht nur infolge der Hast meines Freundes — und in dieser Tasche hatte ich das Geld, um es besonders gut aufzubewahren, untergebracht. Was ich aber für die Brieftasche hielt, war ein Notizbuch gewesen, das ich bis zum Tage vorher in meinem Überzieher getragen.“

Der Erzähler schwieg.

„Und Ihre Handtasche?“ rief der Oberförster ganz aufgeregt.

„Stand noch friedfertig an ihrem Platze; an ihrem bescheidenen schwarzen Kleide waren die stürmischen Seelen- und Gewissenskämpfe, die um sie herumgetobt, wie die brandende Woge am starren Felsen machtlos abgeglitten.“

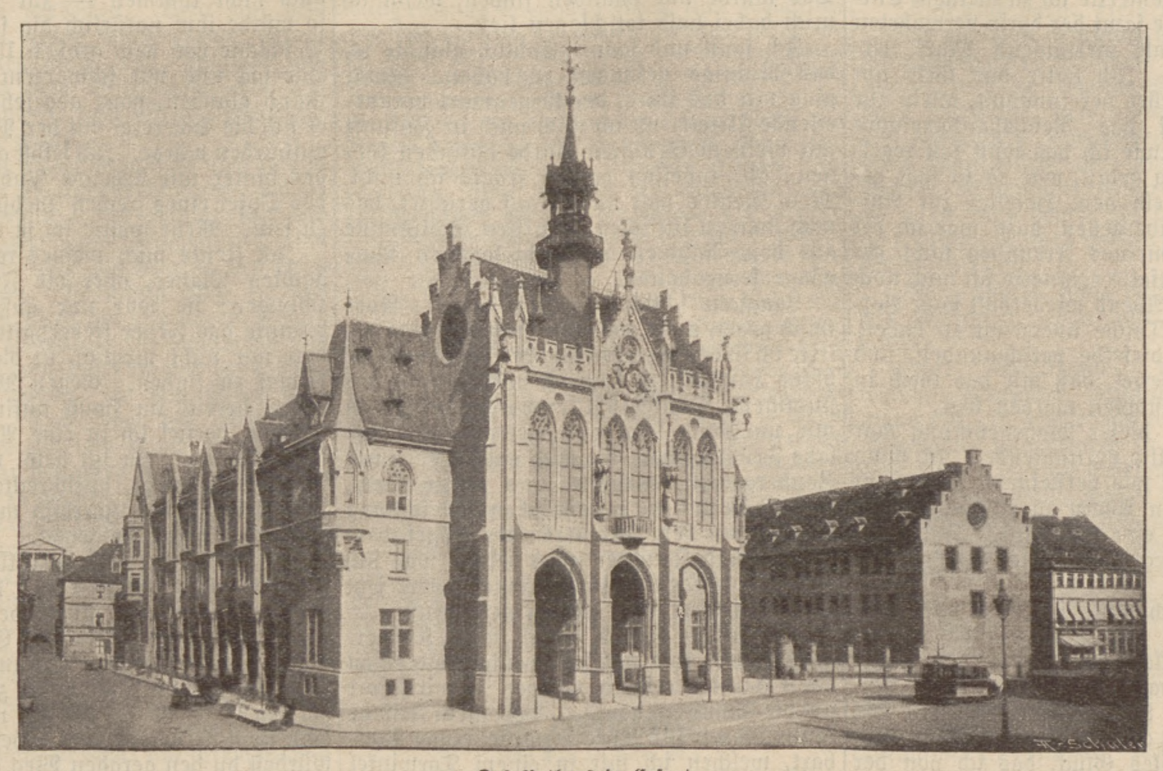
„Und Ihr Komplice?“

„Ja, was aus dem geworden ist, weiß ich nicht; ich sah ihn niemals wieder. Er hat sich, scheint es, mit der sicheren Beute von zwanzig Mark zufrieden gegeben. Daß ich ihm nicht nachspürte, werden Sie sich denken können.“

Das Rathaus in Erfurt.

(Mit Bild.)

Eine der ältesten deutschen Städte ist Erfurt. Als Bonifatius, der Apostel der Deutschen, die Thüringer zum Christentum bekehrte, fand er die Stadt bereits vor. Im Reich Karls des Großen blühte dann Erfurt zum Haupthandels- und Stapelplatz für die östlich sitzenden Sorben empor. Im späteren Mittelalter genoß es als Universitätsstadt großes Ansehen und behauptete dann auch noch als Hansestadt seine gebietende Stellung. Aus seiner mittelalterlichen Blütezeit stammt als herrlichstes Baudenkmal der Dom, die katholische Hauptkirche, die sich auf dem Domberg, unweit des Petersbergs, mit der dicht daneben befindlichen St. Severikirche erhebt. Aber auch das moderne Erfurt kann auf prächtige Bauwerke hinweisen. Zu ihnen gehört in erster Linie das am Fischmarkt gelegene gotische Rathaus, das in den Jahren 1869 bis 1875 von Stadtbaurat Sommer erbaut wurde. Den Treppenflur und den Festsaal zieren künstlerische Wandgemälde, welche Szenen aus der Wartburgsage und aus der Vergangenheit Erfurts darstellen.



Das Rathaus in Erfurt.
Nach einer Photographie von K. Festge (Inh. Hugo Sontag, Hofphotograph) in Erfurt.

Bilder-Rätsel.

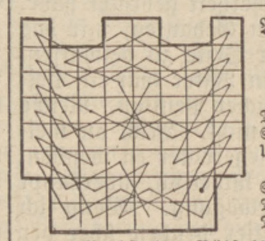


Auflösung folgt in Nr. 26.

Scharade. (Dreisilbig.)

Der Silben erste beiden
Erzählen vielerlei
Vom Leben, Glück und Leiden,
Wie auch von Liebelei.
Sie schildern manchen Lebensgang
Kapitelmäßig, breit und lang;
Oft sind gar große Geister
In solchem Schaffen Meister.
Gefertigt wird die dritte
Als nützlich Hausgerät;
Es ziert der Zimmer Mitte,
Wenn's nicht wo anders steht.
Man macht auf ihr gar vielerlei
Und schreibt darauf die ersten zwei.
Das Ganze zeigt als Richtung
Sich in dem Reich der Dichtung.

Auflösung folgt in Nr. 26.



Auflösungen von Nr. 21:

des Rösselsprungs:

Die Edeltanne.

Es gleicht dem holden Weibe
Die Edeltann' im Wald,
Sie beide sind so zierlich
Und lieblich von Gestalt.
Und auch im hohen Alter
Sind beide sich noch gleich:
Der Edeltanne Rinde,
Der Frau Gemüt bleibt weich.

des Buchstaben-Rätsels: Reseda.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund in Stuttgart, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.